



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ichbücher

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wirksam ist. Sie gehören alle einem einzigen Strome an, und so sind sie auch überall dieselben und streben überall die Ausgleichung jener in zwei Jahrtausenden angesammelten Verschiedenheiten an, die den wesentlichen Charakterzug der deutschen historischen Landschaft, die Mannigfaltigkeit, ausmachen. Viel davon ist schon ausgeebnet und abgeglichen. Unsere Kulturlandschaft ist heute unvergleichlich viel einförmiger als im Beginn unsers Jahrhunderts. Später erst werden jene Spuren der politischen Mannigfaltigkeit verschwinden, die in der Zeit der staatlichen Zersplitterung den deutschen Boden mit zahllosen politischen Mittel- und militärischen Stützpunkten kleinsten Formats, mit Schlagbäumen und Grenzpfählen in allen Farben und mit allen jenen Abstufungen der staatlichen Leistungen und Attribute bedeckt hat, die wir z. B. noch sehr deutlich in der Güte der Landstraßen von der Rheinpfalz durch Baden und Württemberg nach Altbayern wahrnehmen. Mit der Zersplitterung zusammen ging ein Überwuchern der politischen Züge in der historischen Landschaft, Zeugnis der Vielregiererei und Bevormundung, die zum Glück größtenteils der Vergangenheit angehört. Es bezeugt ein gesünderes Leben, daß die in der Lage und den Bodenverschiedenheiten liegenden Kulturunterschiede jene Merkmale künstlicher, willkürlicher Sonderungen immer mehr verdrängen, und daß damit die historische Landschaft immer treuer den organischen Zusammenhang des Volkes als eines Ganzen mit seinem Boden abspiegelt.



Jahrbücher



Der Ausdruck klingt sehr affektirt, aber man wird ihn auf die Dauer nicht grundsätzlich vermeiden können, wenn man die Sache kurz bezeichnen und Bücher unter einem Generalnenner zusammenfassen will, die bei sehr verschiedenartigem Sachinhalt eine neuerdings häufig auftretende durch den Ausdruck zu kennzeichnende Mitteilungsform miteinander gemeinsam haben. Memoiren kann man sie nicht nennen, weil sie nicht Erlebnisse enthalten, sondern Eindrücke, Stimmungen und Urteile sehr subjektiver Natur, denen die mitgeteilten Dinge nur als Unterlage dienen; es sind etwa Materialien zu einer Weltanschauung der einzelnen Verfasser. Dem Leser, der nach einem dem Stoffe nach abgeschlossenen Ganzen verlangt, wird es nicht immer leicht werden, sich in dem Zentrum der Betrachtung zurechtzufinden, und vielleicht wird auch der Autor sein Ich unter der Wirkung der Beleuchtung, in die er es gesetzt hat, nicht immer wieder erkennen. Es kann eben jemand auch bei dem besten Willen nicht ganz in eines andern Haut schlüpfen.

Wenn z. B. Einer Erinnerungen an Kaiser Friedrich mit politischen Betrachtungen und menschlichen Ermahnungen erbaulicher Art verbindet, so wird

er, auch ohne neues zu bringen, damit zwar manchen wohlthuernden Eindruck erwecken können. Vergleicht er aber außerdem noch Kaiser Friedrich Schritt vor Schritt mit dem römischen Kaiser Marc Aurel, und zwar so, daß er immer seinen Vergleich, weil er nicht paßt, rechtfertigen, einschränken und entschuldigen muß, so wird der Leser am Schluß zwar allerlei über die beiden Persönlichkeiten gelernt haben, im Grunde seines Herzens aber doch wohl wünschen, er hätte jede der beiden Abteilungen für sich vorgelesen bekommen, und wird froh sein, wenn der wohlgemeinte, aber etwas schwierige Gieranz zu Ende ist. Den Vergleich zwischen Kaiser Friedrich und Marc Aurel hat zuerst ein englischer Geistlicher in einer Gedächtnisrede kurz angedeutet und dadurch die Anregung gegeben zu einer vollständig ausgeführten Ehrie, denn eine solche ist das Buch: Kaiser Friedrich und Marc Aurel, eine Vergleichung von Friedrich Crönert (Halle, Hendel). Der Verfasser hat das gut geschriebene und fein ausgestattete Buch mit großer Liebe und offenbar zu seiner eignen aufrichtigen Befriedigung abgefaßt. Wir wollen seinen Empfindungen, soweit sie Sache des Gemüths sind, nicht störend in den Weg treten, er wird darin Teilnehmer finden. Sein Urteil aber, wo es auf das politische Gebiet hinübergreift, müssen wir notgedrungen als wunderbarlich bezeichnen. Damit das nicht hart erscheine, sei auf das Engländerthum verwiesen, über das er sich Seite 40 ergeht in einem Tone, als ob er niemals Bismarcksche Reden oder Zeitungsartikel oder Verhandlungen des Kolonialrats gelesen hätte. Man nennt so etwas himmelblauen Optimismus, und läse man es nicht gedruckt, so würde man nicht glauben, daß es das noch gäbe. German blue, jagt vielleicht der Engländer.

Ein eigentümliches, inhaltreiches, ernstes Buch sind die Nächte. Gassen- und Siebelgeschichten, Bilder aus Zeit und Zukunft, von einem Mitmenschen, Kurt Geucke (Berlin, Hermann Walther). Der Dichter erhält auf seiner Dachkammer Besuche von personifizirenden Gestalten: Not, Gram, Liebe usw., die ihm erzählen oder ihn dahin führen, wo er das Beschriebene erlebt. Es sind darunter recht hübsche Geschichten: Der gute Doktor, An den Wassern Babylons, auch kurze Skizzen, in denen uns Beobachtetes mitgeteilt wird. Zwischen der Prosa des Verfassers stehen selbstgemachte Verse, zum Teil recht gute, auch Zitate und Auszüge aus einheimischer und fremder Litteratur. Die einzelnen „Nächte“ sind in Gruppen zusammengefaßt: Buch der Thränen, des Kampfes, der Sterne, Lyrisches Zwischenspiel. Die Empfindung ist nicht künstelt, sondern durchaus aufrichtig, die Form sorgfältig und gut. Es ist nicht jedermanns Sache, sein Inneres aufgezeichnet und gedruckt andern zur Betrachtung vorzulegen, und viele werden für diese Aufrichtigkeit nur ein blasirtes Lächeln übrig haben. Vielleicht hätte auch der Verfasser in den Quellen seiner Erbauung, den vielerlei Litteraturzitaten noch mehr Auswahl und Beschränkung walten lassen können. Sein religiöser Glaube (Pantheismus, Präexistenz) ist vollends eine Sache für sich. Hervorstechende Eigenschaften sind aufrichtiges Wohlwollen und große Menschenliebe. Ernstgerichtete Leser werden vieles finden, was sie anpricht.

Geschenckes und Erkämpfes, Stimmungsbilder und Ewigkeitsgedanken, von Ernst Rolffs (Heilbronn, Salzer) sind Betrachtungen und Ansprachen eines Geistlichen, zum Teil an Bibeltexte angeschlossen und hie und da unterbrochen durch novellenartig eingekleidete kleine Erlebnisse und Hinweise auf Schopenhauer und Nietzsche, dem Inhalt nach durchaus für Christenmenschen bestimmt, in der Einkleidung aber so eingerichtet, daß auch Kinder der Welt

daran ihre Freude wohl haben könnten. Es ließe sich denken, daß beide Teile nach der Lektüre des eleganten Büchleins das Gefühl hätten, nicht recht auf ihre Kosten gekommen zu sein. — Angewandtes und für jedermann brauchbares Christentum könnte man Tony Schumachers „Du und deine Hausgenossen“ (Mabensburg, Otto Maier) nennen. Den Inhalt sieht man aus den einzelnen Abteilungen von den Großeltern bis zu den Gästen im Hause, von den Kindern, Gouvernanten und Dienenden bis zu den Hunden, Katzen und Papageien, aber was dieses Buch von ähnlichen über den guten Ton unterscheidet, ist nicht die Mannigfaltigkeit der Fälle, sondern die feine Gefinnung, die aus den sehr einfachen und als Gegenstand der Lektüre einleuchtenden Vorschriften spricht. Wir wissen leider, daß mit solchen Mitteln die Leiden zusammenlebender Mietbewohner nicht gehoben werden können, sonst würden wir jedem raten, das Buch zu kaufen. Aber wir finden wirklich über manche Punkte hier so außerordentlich vernünftig gehandelt, daß wir uns folgende Anwendung des Büchleins möglich denken könnten. Bekanntlich machen, wenn einmal unter Hausgenossen gewisse Verstimmungen stattgefunden haben, Versuche zum Aussprechen das Übel eher noch schlimmer; man ist nicht mehr unbefangen, und jeder Teil rechnet mit der Möglichkeit einer Kriegserklärung. In einem solchen Falle würde ein Exemplar von Tony Schumacher mit einem Zeichen zwischen den betreffenden Blättern, wo eine heilsame Vorschrift steht, und mit der Bitte um freundliche Rückgabe wahrscheinlich eine gute Aufnahme finden. Die Behandlung der Konflikte ist unparteiisch, jedem wird sein Teil an Verweis und Ermahnung zugewogen. Und es ist ja richtig, wenn der eine sich sagt, daß er seinen Hund nicht mit Schmutzpfoten über die Treppen des andern laufen lassen darf, und der andre es nicht so gar schlimm findet, wenn der Hund es trotzdem thut, so giebt es über solche Dinge keinen Verdruß mehr. Nur nach dem letzten Kapitel zu urteilen, scheint uns die Verfasserin in Bezug auf die Haustiere von den Wegen der Gerechtigkeit um einige Fingerbreiten abgewichen und des Besitzes einer Hauskatze einigermaßen verdächtig zu sein.

Anton Bettelheim hat unter dem Titel *Acta diurna* (Wien, Hartleben) eine Neue Folge gesammelter Aufsätze aus Zeitungen, namentlich Literaturberichte der *Kosmopolis* herausgegeben. Die Frage nach der Berechtigung der Sammlung, die der Verfasser selbst aufwirft, brauchte ihm keine Sorge zu machen, denn sein Buch enthält vielerlei Gedanken und zeigt ein auf festen Ansichten ruhendes Urteil. Ein zusammenhängendes Gebiet bilden die Berichte über das Burgtheater mit Rücksicht auf bedeutende Schauspieler (Mitterwurzer, Charlotte Wolter) und die Personen der Leitung seit Laube. Andres hängt mit der Judenfrage zusammen. Der Verfasser, der „als geborner deutscher Jude mit Leib und Seele an seinen Familienerinnerungen ebenso treu hängt wie an seiner Heimat,“ spricht sich energisch gegen den Zionismus aus (Theodor Herzl, Max Nordau), über den die Juden unter sich fertig werden mögen. Als alten und unbeteiligten Beobachter hat mich eine kurze Bemerkung Bettelheims an einer ganz andern Stelle, nämlich bei der Besprechung der Briefe Billroths eigentümlich berührt. Am Ende der sechziger Jahre ging in litterarisch interessirten Kreisen Berlins, namentlich auch in orientalisches gerichteten eine namenlos erschienene Broschüre um, die man Laszler zuschrieb, den jemand an einer einzigen Wendung darin erkannt hatte. Diese „Bekenntnisse einer Mannesseele“ fanden die meisten rührend, manche aber auch wenig männlich, insofern, deutlich gesagt, der Bekenner in einem Hause, wo er als

Schwiegersohn unerwünscht war, als Gast und Tischgenosse ruhig weiterlebte. Ich habe nicht geglaubt, daß sich um dieses süßliche Nachwerk noch jemand gekümmert hätte, hatte auch nicht darauf geachtet, als ich vor zwei Jahren Billroths Briefe las, bis ich nun hier „Laskers von Billroth hochgehaltne Erlebnisse einer Mannesseele“ ausgegraben wiederfinde, neben Rosegger und Turgenjew gestellt und zum Beweis der „eigenrichtigsten Geschmacksurteile“ des großen Wiener Chirurgen angeführt. Das nennt man freilich alliance israélite! Ein andresmal verdrießt es den Verfasser, daß zwei so verschiedne Männer, wie Niezsche und Treitschke, David Strauß einen Philister genannt haben, insonderheit mit Rücksicht auf das platte Buch vom alten und neuen Glauben, das Bettelheim in beinahe herausfordernder Weise erhebt. „Beidemale traf der Furchtlose buchstäblich ins Schwarze. Beidemale büßte er seine Weltbeichte durch maßlose Gehässigkeit schonungsloser Gegner“ usw. Dies sollte er lieber den Christen unter einander auszumachen überlassen. Ein Gebiet seiner besondern Neigung berührt er in „Fragen der Volksbildung,“ nämlich Volksbibliotheken und billige Konzerte, und in demselben Sinne spricht er sehr unterrichtend über Reclams Universalbibliothek. — Aus Zeitungsartikeln hat auch sein Landsmann Ludwig Hevesi sein Buntes Buch zusammengestellt, Humoresken aus Zeit und Leben, Litteratur und Kunst (Stuttgart, Bonz u. Komp.). Es enthält geistreiche Plaudereien über alles mögliche, kleine Novellen, Reisegeichten und Satiren. Alles ist scherzhaft behandelt, und der Scherz wirkt. — Ein ähnlicher Ton, wie hier, wird in Richard von Wilpert's Sprachheiterkeiten (Leipzig, Oswald Muze) angeschlagen, aber nicht mit dem gleichen Erfolg. Der Verfasser hat mit dem, was er will, meistens Recht, nur sind seine Heiterkeiten alles andre als heiter, wenn sie ihm selbst auch so erschienen sein mögen. Selbst jüngere Jahrgänge dürften in dieser Hinsicht mehr beanspruchen. Wir meinen, er würde seine Absicht in einer einfachen, ernstgehaltenen Abhandlung besser erreicht haben.

Ein überaus seltsames Büchlein hat den Titel Wandlungen, deutsche Ausgabe, von Cesare Augusto Levi (Leipzig, August Schulze). In einem vorgedruckten Briefe an den Verfasser sagt Max Nordau unter anderm: „Sie sind einer vom großen Schlage jüdischer Dichter und Seher; Ihre Vorfahren heißen Sefaias, Jehuda ben Halevy, Spinoza, Heine. Dank für die hohen Geistesfreuden, die Sie mir geboten haben, und zählen Sie mich zu Ihren aufrichtigen Bewunderern.“ Ein Vorwort belehrt uns weiter, daß Cesare Augusto Levi, Archäolog, Dichter und Schriftsteller, Inspektor der Ausgrabungen, Direktor des Landesmuseums usw., Verfasser vieler aufgeführter wissenschaftlicher und schöngeistiger Schriften, den Palazzo Marino Galieri am Canal Grande in Venedig und ein Landhaus in Monastier di Treviso erb- und eigentümlich besitzt, und daß diesem Werke des von dem Gotte der Juden so hoch Begnadeten demnächst einige andre in gleicher zierlicher Ausstattung folgen sollen. Wir haben alle diese kleinen Skizzen mit ihren wunderlichen, gesuchten Überschriften: Das Weinen der Dinge, Das männliche Schicksal, Die Rache des Schattens, Das schwarze Wasser usw. aufmerksam gelesen und uns bei jeder vergebens gefragt, was sie bedeuten sollen. Wir müssen uns zur Abgabe eines Urteils für unzuständig erklären und haben uns ebenso vergeblich bemüht, in dem „Einbegleiter“ dieser seltsamen Nichtigkeiten, Max Nordau, den scharfsinnigen Kritiker so mancher litterarischen Modethorheiten wiederzuerkennen.

Ein Heft Essais und Skizzen von Karl Streckler (Berlin, Th. Schoenfeldt) nennt sich „Frühtau.“ Was das bedeuten soll, wissen wir nicht zu

sagen. Der Inhalt ist sehr gemischt: Humor (eine popularphilosophische Abhandlung), Was der Heilbronner Marktbrunnen rauschte und Ein Sonntag-morgen auf meinem Turm (hübsche Stimmungsbilder aus dem Volksleben und Natureindrücke), Jesus im Abendlichte des Jahrhunderts (über moderne Jesusdarstellungen in Kunst und Litteratur), Varziner Erlebnis (ein Besuch bei Bismarck). Alles ist lebendig, manches geistvoll, vieles aber auch ziellos und zerfahren.

Zwei unter einander sehr verschiedene Bücher: Der Schönheitswanderer, Novellen und Skizzen von Erich Schlaikjer (Berlin-Leipzig, Runder) und Die Wohnung des Glücks von Timme Kröger (Schuster und Löffler, Berlin) treffen in manchen Punkten zusammen, vor allem in einem für unsre Zeit charakteristischen Zuge. Das Leben drängt die Menschen vom Lande in die Städte, hier finden sie ihren Beruf und suchen äußere Annehmlichkeiten oder geistige Genüsse, die das Land nicht bietet. Sie können nicht zurück, möchten es auch wohl nicht, aber ihre Gedanken zieht es heimwärts, und wenn sie gar Bücher schreiben, so zeigt sich, was sie ihrer alten Heimat verdanken. In dem Wie machen sich dann nach Beruf, Temperament oder Lebensalter Unterschiede bemerkbar. So bei den Verfassern unsrer beiden Bücher. Beide sind Schleswig-Holsteiner. Der Schönheitswanderer Schlaikjer ist ein lebensfroher Journalist, der die Reize der Großstadt noch lange nicht ausgekostet hat: „Journalistenfrühling“, „Drei Abende im Theater“ sind heitere Bilder aus Berlin, das zweite mit einer sehr ansprechenden Schilderung einer Wallenstein-aufführung, in der der einfach große Stil Schillers und Shakespeares Geist gegenüber der modernen Theaterdichtung zu Ehren gebracht werden. „Berliner Tage“ behandeln den Untergang eines arbeitslosen Eingewanderten sehr ergreifend, „Als ich enthalten war“ einen Aufenthalt des Verfassers in Kopenhagen unter Mäßigkeitsvereinslern witzig und übermütig. „Unterwegs gestorben“ macht uns mit einem jungen Schleswig-Holsteiner bekannt, der als verfehlte Existenz in einem Chambregarni von Hamburg sein Ende findet, „Schatten des Todes“ endlich heißt eine schwermütige Geschichte, die ganz in die Heimat des Verfassers zurückverlegt wird. Alles dies sind nur bescheidne Anfänge und Ansätze zu etwas Größerm, das dem Verfasser bei seinem schönen Talente hoffentlich noch gelingen wird. Seine Schilderung ist kräftig und lebensvoll und frei von allem, was man abgegriffene Phrase nennt. Vielleicht nimmt er sich an seinem Landsmann Timme Kröger ein Vorbild, dessen ruhige, abgeklärte Vortragsweise etwas ungemein wohlthuendes hat. Kröger hat, so denken wir uns, seinen Beruf in der Stadt gefunden als Beamter oder als Lehrer, im Herzen aber ist er der Bauerssohn geblieben und denkt an den väterlichen Hof, den nun der Bruder besitzt, mit denselben Gefühlen zurück, als gehörte er ihm selbst. Denn „Heimweh ist die Krankheit der Jugend. Gewisse Leute kommen aber überhaupt nicht aus diesem Entzündungszustand des Gefühls heraus. Von einem Weh ist dann freilich kaum noch zu reden: die Heimatliebe ist zu einem Schatz gebundner Gefühlswärme geworden, die man mit der Zuversicht aufbewahrt, sie zu jeder Zeit in flüssige Zuneigung umsetzen zu können.“ In solcher Stimmung sucht er dann bisweilen die alte Heimat auf, dort in der Mitte Holsteins, wo nicht, wie in dem seiner Schönheiten wegen bekanntern Osten, die großen Güter liegen mit ihren Gemeinden von Tagelöhnern, sondern Höfe freier, stolzer sächsischer Bauern, an deren Gebiet dann wieder westlich die reichen Dithmarschen grenzen. Die Wasserläufe haben sich verändert, seit der schnurgerade Kanal sie durchschnitten hat, auch

die anliegenden Dörfer und Höfe sehen sich von der neuen Verkehrsstraße aus zunächst anders an. Aber die Heide ist die alte, und die Bäume stehen noch, die Felder breiten sich aus wie früher, wenn sich auch in der Art der Bestellung und des Einerntens manches geändert hat. So trifft der Stadtmann nach langer Zeit wieder auf dem alten Hofe bei den Seinen zum Besuch ein und pflegt dort die Erinnerungen seiner Kindheit. Nun erzählt er uns von seinen Eindrücken, von dem Naturbilde und den Menschen, an deren friedlichem Leben er sich aufs neue erfreut, von einzelnen seiner Jugendbekannten, viele sind es nicht mehr, denn auch dort hat die Zeit nicht stille gestanden, wie wir es uns aus der Ferne zu denken pflegen in Bezug auf Orte, die wir nicht mehr gesehen haben, und so entsteht ein Buch. Viel hat Kröger nicht veröffentlicht, er braucht es wohl nicht und schreibt nur dann, wenn ihm darnach zu Mute ist. Es wird darum desto besser.

Den ersten Teil der „Wohnung des Glücks“ bilden kleine Ausschnitte aus dem Landleben, ihr Mittelpunkt ist der väterliche Hof, von wo aus der Verfasser die Gegend durchstreift. Darauf folgt eine ausgeführte Bauerngeschichte: „Das Glück auf der Offensether Heide,“ die ungewöhnlich schön ist, nicht derb und doch natürlich, zart von Empfindung und von großer Kunst der Darstellung. Man höre z. B. in der Schilderung des Bauern, der sich mit seinem ganzen Besitz für einen andern verbürgt hat, und es jetzt eben tief in der Nacht seiner Frau gesteht, folgende Personifizierungen: „Und auf dem Lager des gepeinigten Mannes machten die Sorge und das Gewissen es sich bequem. Das Gewissen war ein kleines Männchen mit groteskem Angesicht. Es stand am Fußende des Lagers; in seiner Hand blitzte etwas blankes. Peter wurde freundlichst ersucht, seinen Fuß auf die Spitze des blanken Instruments zu setzen; dann sei es nicht schwer, den Fuß im Gleichgewicht zu halten, nur müsse die Spitze recht tief eindringen, bis auf den Knochen. Die Sorge war ein graues Weibsbild. Das zog ihm eine Nadel mit schnellen Stichen durch die Rückenwirbel. Es sei dort etwas schadhast, versicherte es, hätte schon längst gestopft werden müssen; nun aber könne es noch lange halten.“ Auch in jene kleinen Abschnitte sind Bilder einzelner Personen eingelegt, z. B.: „Harder mit der verlorren Jugend,“ ein Spiel- und Schulkamerad, dem sein eigner Bruder die Braut wegheiratete, und der dann in Chile ein reicher Mann wurde und wiederkam, weil er doch in der Heimat sterben wollte. Sehr gelungen sind die gar nicht wortreichen Mitteilungen über Natureindrücke. Daß man tief im Walde nur noch selten Singvögel hört, weiß jeder, wenn ers auch vielleicht noch nicht bedacht hat; vielleicht ist er auch unsicher, ob er das Folgende für Dichtung oder Naturforschung nehmen soll. „Singvögel sind eitel, sie lieben nicht so sehr den Menschen wie seine Bewunderung. Wenigstens hörte man Vogelgesang eigentlich nur am Waldrand, wo noch Hausdächer durch das Gebüsch schimmern, und die Landstraße sich an das Säulendach der Baumstämme herandrängt. Dringst du aber tiefer in den Schatten ein, dann wirds still.“ Eine Beschreibung einer Nacht, die der Verfasser einst mit zwei andern Kindern, da sie sich verirrt hatten, in einer Waldhöhle verbrachten, schließt folgendermaßen: „Was der Morgen brachte, machte mich herzlich lachen. Wie der erste Lichtstreif von Osten die Baumspitzen erhellte und all die verschlafnen Vogelstimmen in den Baumkronen und im Gezweig wach küßte, da trippelte es von der Hügelwand gegenüber herab, ein langer Zug von kleinen, fußhohen Erdgeistern in großen, possirlichen Zipselmützen. All die Wichtelmännchen, soviel nur das große Gehege barg,

machten uns ihre Aufwartung. Das zog spaßhaft, ernsthaft, endlos vorüber. Seder riß vor unsrer Höhle sein Mützchen vom Kopf usw.“ Der Kinderphantasie, die das für möglich hält, ist also die Erzählung gefolgt und setzt es in Wirklichkeit um. Auch allmählich absterbender Sitten wird gedacht, aber nicht in langweilender Beschreibung, z. B. der Sippengenossenschaft des „Ploog.“ Sie „vertrat in der allgemeinen Schwermut den frischen Mut zum Leben. Auch bei den thränenreichsten Todesfällen war sie schon, wenn noch der Trauerzug langsam dahinschaufelte, beschäftigt, die von der Unabwendbaren zerschnittenen Fäden neu anzuknüpfen.“ Das führt uns unmittelbar auf das Verfahren des Verfassers unsers Buches. In Wirklichkeit stimmt ja unser Gemüt die uns umgebende Natur und nimmt von ihr und aus ihr den Ton, der zu seiner Stimmung paßt. Dem schwersten Leid nützt kein Sonnenschein, und dem Glücklichen ist der Himmel leicht hell genug. Ob das Landleben heute den Frieden, den wir in der Stadt vermissen, in Wirklichkeit noch hätte und gäbe, bleibt höchst ungewiß. Unsr Gedanken suchen etwas für das Verlorne oder vielleicht auch nur Vermißte, alles war ja überhaupt nicht Wirklichkeit, etwas that auch die vergoldende Erinnerung hinzu. Wer doch aus solchem Gespinnst festere Fäden gewinnen und mit ihnen das Verschwundene, Vergangne oder auch nur Wünschbare und Ersehnte so an unser Leben knüpfen könnte, daß es im glücklichsten Falle sogar zu erreichen schiene! Das thut unser Verfasser. Er giebt uns von seinem Sonnenschein und seinem Frieden, und wir gehen wieder an unser Tagewerk. Er ist ein Dichter, wie wir ihn brauchen. Seine Weltanschauung ist gesund und frisch; sie kann auch erfrischend und gesundmachend auf andre wirken.



Senectus loquax

Plaudereien eines alten Deutschen

7



Es geschehen keine Wunder mehr, könnte heutzutage in ganz andern Sinne gesagt werden, als der Dichter es sagen läßt, z. B. auch insofern, als die Gegenwart mit bewundernswürdigen Ergebnissen der Forschungen dermaßen überschüttet wird, daß sie über nichts mehr erstaunt. Namentlich Personen, die von den Mitteln und Wegen der Untersuchungen, dem Scharfsinn und der Kühnheit, womit auf neue Thatfachen die wichtigsten Schlüsse gebaut werden, gar keine Vorstellung haben, glauben das nil admirari zu ihrem Grundsatz machen zu müssen und würden die Mitteilung, daß eine elektrische Bahn zum Monde möglich geworden ist, vielleicht mit Achselzucken und einem „Endlich! Es war auch schon hohe Zeit!“ aufnehmen. So wehrte ein zum erstenmal nach Paris gekommener französischer Bauer alle Zumutungen seiner zur Pariserin gewordenen Tochter, Staunen zu äußern, beharrlich ab, und entschloß sich endlich vor dem damals neuen Opernhause nur zu dem kühlen Lobe: Pas mal construit ce bâtiment. Den großen wissenschaftlichen und mechanischen Neuerungen, die um die Wende der beiden letzten

Grenzboten IV 1898

34